

Gedankentod

Blutarmut lautete die Diagnose des Arztes. Daher sollte ihre ständige Blässe herrühren. Doch die Blutarmut, so meinte der Arzt, muß auch eine Ursache, die es herauszufinden gilt, haben. Das müssen wir näher untersuchen, hatte der Arzt ihr gesagt und sie nach einigen Symptomen gefragt. Ob sie unter Appetitlosigkeit leide, wollte er wissen. Oder ob sie manchmal ein unerklärliches Druck- und Völlegefühl im Magen verspüre. Hatte sie in letzter Zeit Widerwillen gegen Fleisch? Oder beklagte sie in letzter Zeit einen Gewichtsverlust, von dem sie nicht wüßte, wo er herkäme? Blutarmut, erklärte ihr Dr.Hauser, ist nämlich ein Symptom für Magenkrebs, daß müsse man unbedingt untersuchen, bevor es zu spät ist. Aber es kommt sicher eine andere Ursache in Frage, beruhigte er, schließlich ist Magenkrebs ein ausgesprochener Männerkrebs. Aber sie sei im kritischen Alter, da kann man nicht vorsichtig genug sein, wiederholte er.

Dr.Hauser nahm sich Zeit für sie, untersuchte ihren Eisenhaushalt, erkundigte sich nach der Menge des aufgenommenen Vitamin Cs, untersuchte ihr Knochenmark und wollte auch die Möglichkeit einer schleichenden Vergiftung, die zur Blutarmut führen könnte, nicht ausschließen. Doch alle Untersuchungen verliefen ergebnislos.

Dann schick ich sie in die Klinik, meinte er, die können dort ihren Magen untersuchen, das geht in meiner Praxis leider nicht. Aber keine Angst, Frau Dragomir, das dauert nur einen Tag, dann senden mir die dortigen Ärzte das Untersuchungsergebnis und wir besprechen dann hier in aller Ruhe das weitere Vorgehen.

Die Untersuchung im Krankenhaus war das schlimmste, daß sie jemals durchgemacht hatte. Zuerst stellte man ihre Magensäure fest, dann röntgte man ihren Magen, doch die größte Qual war die Magenspiegelung. Der Professor, der die Untersuchung durchführte, hielt ihr ein röhrenförmiges Gerät von einer Länge von vierzig bis fünfzig Zentimetern vor die Nase und erklärte, daß das ein Gastroskop sei. Damit würde er nun ein endoskopische Untersuchung des Mageninneren vornehmen. Er wies auf die Spitze der Röhre und erläuterte, dies sei eine Kamera, mit der könne er alles auf dem Monitor, der neben ihm stand, verfolgen. Dann mußte sie den Mund öffnen und das Gastroskop wurde ihr Millimeter für Millimeter in die Speiseröhre geschoben. Sie wollte kotzen. Schön ruhig atmen, so beruhigte der Professor immer wieder, dann ist das ganze halb so schlimm. Die Kamera erreichte ihren Magen.

Dann wollen wir mal sehen, sprach der Professor, blickte auf seinen Monitor und drehte langsam am Gastroskop. Verschiedene M-Laute drangen aus seinem geschlossen Mund, bis er schließlich nicht ganz ohne Triumph "Da!" rief. Ja, Frau Dragomir, sie haben da ein Geschwulst im unteren Teil des Magens. Die setzen sich immer gerne in diesem pylorusnahen Abschnitt fest. Aber ich kann noch nicht sagen, ob das Karzinom gutartig oder bösartig ist. Da müssen wir die Ergebnisse der anderen Untersuchungen abwarten, vertröstete er. Er meinte, daß sie nach Hause könne, man schicke die Ergebnisse ihrem Hausarzt, der würde sie dann informieren. Dann war sie entlassen und verließ schnellstmöglich das Krankenhaus.

Das geschah vor gut zwei Wochen. Vorgestern rief sie Dr.Hauser an und bestellte sie für heute in die Praxis. Ich habe Sprechstunde bis fünf, erklärte er, danach häng' ich sie noch dran, dann sind wir völlig ohne Zeitdruck. Er ist doch ein guter Arzt, fand sie da, wenn er sich noch so viel Zeit für seine Patienten nimmt.

Jetzt sitzt sie alleine im Wartezimmer; die letzte Patientin, die mit ihr dort saß, wurde kurz vor fünf ins Sprechzimmer gerufen. Nun blättert sie interesselos eine der ausliegenden Zeitschriften durch, doch lesen kann sie sie nicht. Sie versucht es, doch ihre Gedanken wandern ab, sie

muß einen Absatz dreimal lesen, bevor sie weiß, worüber er handelt. Deshalb überfliegt sie eine Seite nach der anderen. Plötzlich merkt sie, wie ihre Hand leicht zittert. Sollte sie doch so nervös sein? Als sie kam, war sie innerlich völlig ruhig. Sie hatte nichts erwartet, weder etwas schlimmes noch etwas gutes, darum brauchte sie keine Angst zu haben, daß ihre Erwartungen nicht erfüllt würden. Je länger sie sich in der Praxis aufhält, desto stärker wird ihre innere Stimme: Es ist alles heilbar. Stärker wird auch ihre Angst, daß diese Stimme Unrecht hat.

Sie lauscht dem Gespräch der beiden Sprechstundenhilfen im Nebenraum. Eine der beiden scheint sich zu verabschieden, so klingt es jedenfalls. Ihr Tonfall ist ausgelassen, befreit vom Streß des Tages, in Gedanken schon zu Hause oder sonstwo, wo sie sich hinsehnt. Dann ein letztes Tschüs und die Praxistür fällt ins Schloß. Stille. Schweigen. Leise dringt das Klappern der Computertastatur ins Wartezimmer ein. Die übriggebliebene Sprechstundenhilfe scheint noch zu arbeiten. Die Zeit wird länger, doch es stört Frau Dragomir nicht. Etwas Unangenehmen gönnt man gerne Aufschub. Viel zu früh öffnet sich die Tür zum Sprechzimmer und Dr.Hauser verabschiedet seine Patientin, begleitete sie bis zur Praxistür. Auf dem Rückweg schaut er ins Wartezimmer.

"Frau Dragomir, kommen sie bitte." fordert er sie auf. Er wartet, bis sie an ihm vorüber ist, dann nimmt er ihre Verfolgung auf und so gelangen beide in sein Sprechzimmer.

"Nehmen sie Platz!" bittet er sie, während er sich in einem Waschbecken neben der Tür seine Hände wäscht. Sorgsam und langwierig trocknet er sie ab, bevor er sich selbst setzt.

"Guten Tag zunächst" beginnt er. "Ist es nicht ein herrlicher Spätsommertag heute?"

"Schon", antwortet Frau Dragomir, "doch man merkt deutlich, daß es Herbst wird. Es ist nachts schon recht kühl."

"Und feucht wird es auch, besonders abends." führt Dr.Hauser an.

"Warten wir erst auf den November."

Dr.Hauser fährt nickend auf seinem Bürostuhl zu seinem Computer. Dort tippt er Dragomir ein, der Bildschirm füllt sich mit ihren Daten. Er nimmt einen Umschlag, öffnet ihn und zieht einige Röntgenaufnahmen und diverse Blätter Papier heraus.

"Ich will nicht lange drumherumreden, Frau Dragomir." Ein schlechter Anfang. "Aber ihre Untersuchung in der Klinik hat ergeben, daß sie an einem bösartigen Carcinoma ventriculi, einem Magenkarzinom, leiden. Ich kann ihnen das hier einmal zeigen, warten sie..."

Dr.Hauser nimmt das Röntgenbild und klemmt es mit einer Hand an seinen Bildbetrachter, während die andere Hand die Neonröhre einschaltet. "Das ist eine Aufnahme ihres Magens. Hier unten, dieser dunkle Fleck, daß ist das Geschwür. Magenkrebs ist ein Zylinderepithelkrebs, er entsteht an Schleimhäuten mit Zylinderepithel, wie es die Magenschleimhaut ist. Es ist etwas außergewöhnlich, daß wir es nicht schon früher erkannt haben, denn es handelt sich um ein tiefsitzendes Pyloruskarzinom, das wird meistens schneller entdeckt als ein hochsitzendes Kardiakkarzinom."

"Besteht noch eine Heilungschance?" unterbricht Frau Dragomir seinen medizinischen Redeschwall. Diese Frage hielt sie für wesentlich besser als eine nach der Behandlungsmethode, die er vorschläge.

Dr.Hauser kommt etwas näher auf sie zu, seinen Bürostuhl hinterherziehend und setzt sich neben sie.

"Sehen sie, wir haben herausgefunden, daß das Karzinom bereits Metastasen in ihrer Leber, Lunge und Bauchfell gebildet hat. Das macht jegliche Behandlung zwecklos, wir würden den Kampf so oder so verlieren. Es tut mir leid, aber ich muß ihnen jegliche Hoffnung rauben."

Sie schluckt.

"Wie lange habe ich dann noch?" haucht sie.

"Ich würde sagen ein Jahr, vielleicht eineinhalb, im Glücksfall sogar zwei. Man weiß es nie so genau. Es kommt auf die Entwicklung des Krebsgeschwürs an." erklärt er mit einer ruhigen, sanften Stimme.

"Wenn zwei Jahre zum Glücksfall werden... ", denkt sie sich. Jetzt will sie gehen. "Ich möchte jetzt gehen, wenn nichts mehr ist."

"Glauben sie, sie schaffen es ?" erkundigt sich Dr.Hauser. "Soll ich ihnen vielleicht einen Taxi rufen? Oder ich kann sie auch selbst nach Hause bringen, wenn sie es möchten."

"Nein, danke, ich denke, ich komme auch alleine nach Hause." lehnt sie ab, ihr Sprechfluß stockt an manchen Stellen. Dann steht sie auf und geht zur Tür, Dr.Hauser begleitet sie, öffnet ihr alle Türen, doch sie nimmt kaum mehr Notiz von ihm. Seine Verabschiedung erwidert sie nicht.

Unten auf der Straße treibt sie der Wunsch, in eine vertraute Umgebung unter vertraute Menschen zu gelangen, vorwärts. In ihrem Kopf ist sie schon lange am S-Bahnhof. Über die Hauptverkehrsstraße hinweg, drüben die schrägverlaufende Straße weiter laufen bis zum Bahnhof. In die S-Bahn und nach Hause, denkt sie. An der Ecke wankt ihr Entschluß. Ein kleines Café lädt sie ein, vor ihrer fluchtartigen Rückkehr zu ihrer Familie alles genau zu überdenken. Sie entscheidet sich, ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft einige Gedanken zu widmen und betritt das Café.

Der Betrieb dort hält sich in Grenzen. Einige ältere Dame sitzen an einem Tisch in einer der hinteren Ecke, sie scheinen sich verstecken zu wollen, vielleicht vor ihrem Arzt, denn jede von ihnen hat- wahrscheinlich verbotenerweise- vor sich ein recht großes Stück Torte. Eine schwarzweiß bekleidete Bedienung steht hinter dem Kuchentresen, der mit einer Kasse beginnt und sich parallel zur Rückwand bis fast an das Ende des Raumes zieht. Dort macht er einen Knick und präsentiert noch einige Schalen mit Trüffeln, Pralinen und anderen Süßigkeiten.

Frau Dragomir sucht sich einen Tisch aus, der am weitesten von allem entfernt ist; sowohl vom Tresen und der Bedienung als auch von der Altdamenrunde, die mitunter in lautes Gelächter ausbricht. Die Bedienung kommt.

"Was kann ich ihnen bringen?" fragt sie höflich. Zwei Blicke treffen sich.

"Irgendwie guckt er komisch", denkt Frau Dragomir, "sollte man mir etwas ansehen? Ist es schon so weit mit mir? Ach Blödsinn", verwarf sie ihre Gedanken, "wieso sollte er es bemerken. Das geht doch gar nicht. Aber trotzdem sieht er mich so seltsam an. Soll ich ihn fragen, was er hat? Nein, da würde ich mich nur lächerlich machen. Aber ich muß es wissen..."

"Bringen sie mir bitte einen Cognac und ein Kännchen Kaffee, können sie das?" bestellt sie.

"Natürlich ist das möglich. Es kommt sofort." Die Bedienung zieht sich wieder hinter ihren Tresen zurück, um dort an der Kaffeemaschine zu hantieren. Frau Dragomir beschleicht plötzlich das Gefühl, daß man sie beobachtet. Sie blickt zu den alten Damen herüber und kann gerade noch feststellen, wie eine Dame aus der Runde ihren Blick reflexartig von ihr abwendet.

"Die auch schon?" fragt sie sich. "Erkennen die alten Damen es auch schon? Meine Güte, muß ich schlecht aussehen!" sagt sie sich, "Die alten Damen sind doch bestimmt schon halb blind, und dennoch erkennen sie es auf diese Entfernung? Warum sehen die überhaupt herüber? Müssen sich Menschen denn immer am Leid anderer laben? Eigentlich müßte man aufstehen und denen mal die Meinung sagen, wie unmoralisch das ist."

Das Scheppern eines Tablett beim Abstellen auf dem Tisch weckt sie aus ihren Gedanken. Mit einem Bittesehr stellt die Bedienung ihr einen Cognacschwenker, ein Kännchen Kaffee und eine Tasse auf den Tisch. Den Rand der Untertasse zieren zwei Tütchen mit Zucker und zwei Döschen mit Kondensmilch.

"Wo sind denn hier die Toiletten?" erkundigt sich Frau Dragomir bei der Bedienung.

"Die Tür dort und dann gleich die erste Tür links." wird ihr erklärt. Sie steht auf und folgt dem beschriebenen Weg.

Endlich ein Spiegel! Sie mustert sich genau. Eigentlich sieht sie aus wie immer, ein wenig blaß vielleicht, aber das ist sie schon länger. Nein, krank sieht sie überhaupt nicht aus. Eventuell liegt es im Blick, es könnte schließlich sein, daß sie der physische Druck anders gucken läßt, sowas merken die Leute sofort. Aber hier weiß niemand, wie sie sonst guckt, daran kann es also auch nicht liegen. Dann ist das doch nur Einbildung, entschließt sie sich und kehrt mit etwas mehr Selbstsicherheit an ihren Tisch zurück.

Sie schenkt sich Kaffee ein, gießt ein Döschen Kondensmilch hinzu und rührt gedankenverloren um. Sie führt die Tasse zu ihren Lippen, entscheidet sich im letzten Moment anders, setzt sie wieder ab und greift zum Cognacschwenker. In einem Schwung leert sie das Glas und fühlt sich keineswegs besser. Mit Schrecken fällt ihr ein, daß sie die unschöne Wahrheit auch noch ihrem Mann beibringen müßte. Davor hat sie Angst. Im Kopf spricht sie mit sich selbst.

"Die Kinder werden es verkraften." sagt sie sich, "die sind erwachsen und führen ihr eigenes Leben, die sind unabhängig und werden es bleiben. Doch Manfred... den dürfte das umhauen. Wenn der im Haushalt was macht, dann hat er doch zwei linke Hände. Er braucht doch nach meinem... danach braucht er doch jeden Monat ein neues Tafelservice. Und wenn mein Gehalt noch wegfällt, wovon soll er dann die Raten für das Haus bezahlen? Vielleicht sollte ich es machen wie Dr.Hauser; ich sage ihm einfach Manfred, ich habe nur noch ein, allerhöchstens zwei Jahre zu leben. Wie ich ihn kenne wird er es zunächst für einen Scherz halten. Wenn ich erst lange herumdruckse, dann wird er merken, daß ich ihm etwas schwerwiegendes zu sagen habe. Ich sollte den Mut aufbringen, es ihm direkt zu erzählen, wenn es ihm auch Schmerzen verursachen wird... Jetzt habe ich völlig vergessen, Dr.Hauser zu fragen, ob ich Schmerzen haben werde. Stell dir vor, du kannst am Ende nur noch unter Schmerzmitteln leben, weil du es anders überhaupt nicht aushältst. Wenn das Weiterleben zum Schmerz wird, nein, daß möchte ich nicht erleben. Da sollte ich mich lieber vorher umbringen, solange es noch geht. Das wäre besser als eine nicht enden wollende Qual." Sie trinkt einen Schluck Kaffee und erschreckt vor sich selbst. "Was red' ich da bloß? Mein Arzt sagt, wenn ich Glück habe, bleiben mir noch zwei Jahre und ich will mich vorher umbringen? In meiner Situation ist es doch viel besser, noch ein Jahr zu haben, als schon morgen zu sterben. Ein Jahr ist lang. Ich weiß nicht, in was für eine Panik ich geraten würde, hätte Dr.Hauser mir mitgeteilt, daß es in einer Woche mit mir vorbei sein wird. Eine Woche, um sein Leben abzuschließen. Jetzt habe ich ein Jahr. Ein ganzes Jahr, vielleicht noch mehr. Es gibt noch so viele offene Dinge in meinem Leben, nun ist es an der Zeit, diese zu erledigen. Da reicht ein Jahr weißgott. Überleg' doch mal, was gilt es noch zu erleben und zu erledigen?" Sie greift nach ihrer Handtasche und sucht sich Papier und einen Kugelschreiber. Die Kaffeetasse zur Seite schiebend beginnt sie zu überlegen. Sie schreibt:

1. Großmutter werden.

"Ich denke, daß muß ich mit meinen Kindern noch mal besprechen", sagt sie sich, "aber so abwegig ist der Wunsch sicher nicht, wenn ich da an Mike und Sandra denke." Sie schreibt weiter.

2. Die Welt sehen. Japan, Canada, Australien, Karibik. Schließlich kann man schlecht von einer Welt gehen, die man nicht gesehen hat.

3. Ein Fallschirmsprung. Meinen Traum vom freien Fall Wirklichkeit werden lassen.

4. Der Welt etwas hinterlassen. Ich wollte mein Leben lang ein Buch schreiben. Mich unsterblich machen. Das werde ich wohl kaum mehr schaffen.

"Ein volles Programm fürs letzte Lebensjahr!" bemerkt sie. "Aber ich muß es schaffen alles abzuarbeiten. Das bin ich mir schuldig. Und nur mir. Was war das doch für eine Zeit, als man auf niemanden als sich selbst Rücksicht nehmen mußte... Für das Programm werd' ich wohl meinen Job schmeißen müssen, nur was ist dann mit den Raten für das Haus? Und die Reise wird bestimmt auch nicht billig. Ich könnte meine Wertpapiere verkaufen, dann müßte es schon reichen. Aber was ist dann mit den Kindern? Die erben später gar nichts... Wenn ich verkaufe, werden sie mich für eine Egoistin halten. Aber andererseits, schließlich ist es mein Leben, das so bald enden soll. Sie haben noch soviel Zeit, etwas aus ihrem Leben zu machen, ich hingegen nicht. Kann ich es mir da nicht erlauben, die fehlende Zeit durch mein Geld zu ersetzen. Das Geld, für das ich gearbeitet habe, damit wir in Notfällen eine Reserve besitzen? Ist das hier kein Notfall? Ich muß das einzig und allein für mich entscheiden, ich kann und darf nicht auf jemanden Rücksicht nehmen. Ein jeder stirbt für sich allein, heißt es schließlich. Doch niemand weiß, wann dieser Zeitpunkt kommt. Nur ich. Eigentlich ein Glücksfall für mich. Schau dir den Ober an. Noch steht er da gelangweilt herum, doch schon heute abend könnte er einen plötzlichen Herzstillstand erleiden. Oder er stürzt auf seiner nächsten Urlaubsreise mit dem Flugzeug ab. Oder er wird vom Blitz getroffen. Eigentlich müßte der Mensch ständig so leben, daß er im Moment des Todes sagen kann: Ja, ich habe im Leben wirklich alles getan, was ich tun wollte. Ich habe gelebt. Ich glaube, wir hätten so auch weniger Angst vor dem Sterben. Ist die Angst vor dem Tod nicht auch die, etwas unvollendet zurücklassen zu müssen? Wer kann schon auf dem Sterbebett behaupten: Ich habe alles vollendet, was ich angefangen habe. Nur der, der weiß, wann der endgültige Moment kommt. Also ich. Eigentlich ist dieser Schicksalsschlag eine Chance, sein Leben zu beenden- Leben nicht im biologischen Sinne, sondern im menschlichen Sinne. Sein menschliches Dasein auf dieser Welt zu einem guten Ende zu bringen, damit man getrost darauf warten kann, daß die Zeit das Ihrige tut. Warum sollte man dann noch Angst vor dem Tod haben? Bereit statt ängstlich sein!"

Sie trinkt ihren Kaffee aus und schenkt sich die zweite Tasse nach. Das zweite Döschen Milch vermischt sich mit dem dunkelbraunen Getränk und läßt es zunächst leicht goldbraun und dann hellbraun erscheinen. Sie trinkt.

"Ich frage mich, was nach dem Tod sein wird. Wiedergeburt? Komme ich in den Himmel? Oder ins Paradies? In absehbarer Zeit werde ich wissen, welche Religion recht hat. Ich finde es seltsam, daß viele Menschen die Probleme des Lebens nicht einmal meistern können und sich dennoch ständig fragen, was sie nach dem Tod erwartet. Habe ich mich das jemals gefragt? Sicherlich, doch eine Antwort werden wir nie erhalten. Doch ich werde es bald wissen. Ein Grund mehr, dem Tod ins Gesicht zu sehen. Neugierig statt ängstlich sein!"

Nach diesen Gedanken fühlt sie sich gereinigt und gestärkt und sie weiß, daß sie das richtige getan hat; zunächst sich selbst die Situation klar machen, bevor man sie einem anderen Menschen mitteilt. Jetzt spürt sie die Kraft, es ihrem Mann geradeheraus zu erzählen. Nun will sie nicht nur nach Hause, nun muß sie nach Hause. Sie winkt die Bedienung zu sich heran.

"Ich möchte zahlen." wünscht sie.

"Sehrwohl. Das waren ein Kännchen Kaffee und ein Cognac. Das macht zusammen zwölfmarkundachtzig." rechnet der Ober vor.

"Was glauben sie erwartet uns nach dem Tot?" fragt sie ihn. Er ist verduzt.

"Ich glaube, ich kann ihnen nicht ganz folgen." meint er

"Ich meine, wenn wir sterben, was kommt danach? Sie haben sich doch sicher auch schon einmal diese Frage gestellt. Jeder hat sich das doch irgendwann gefragt!" hakt sie nach.

"Sicher habe ich mir Gedanken gemacht, aber wer kann diese Frage beantworten?" entgegnet er.

"Was würden sie sich wünschen? Ich meine, wenn sie sterben, was wäre ihr Wunsch, was mit ihrer Seele passiert?" fragt sie ihn.

"Oh, ich denke ein sorgenfreies Leben oder besser ein sorgenfreier Tod irgendwo, wo die Strapazen eines Lebens auf dieser Welt nicht existieren. Nennen sie es Himmel oder Paradies oder sonstwie, sowas wäre meine Idealvorstellung von der Zeit nach dem Leben."

Sie legt ihm fünfzehn Mark auf Tisch und verwirrt ihn vollends, als sie "wir werden sehen, ob ihr Wunsch in Erfüllung geht" zu ihm meint. Dann steckt sie ihre Liste weg, ihren Kugelschreiber, nimmt ihre Jacke und verläßt das Café. Auf der Straße atmet sie tief und befreiend durch. Sie läuft zur Ampel hinüber und betätigt den gelben Knopf, anschließend wartet sie, bis die Fußgängerampel auf Grün springt. Sie läuft los.

Im Gutachterbericht heißt es später nüchtern:

Durch einen technischen Defekt sprang die Lichtzeichenanlage für die Fußgänger auf Grün, die Lichtzeichenanlage für den Fahrzeugverkehr jedoch nicht auf Rot. Der beteiligte Pkw fuhr mit überhöhter Geschwindigkeit an die Ampel heran und bemerkte deswegen die beteiligte Fußgängerin zu spät. Eine Reaktion war somit für den Führer des Pkws nicht mehr möglich und er erfaßte die Fußgängerin bei einer Geschwindigkeit von achtzig Kilometer die Stunde. Die Person wurde zweiundzwanzig Meter in Fahrtrichtung des Pkws geschleudert und verstarb im Augenblick des Aufpralls auf die Fahrbahn. Den Fahrer des Pkws trifft somit nur eine Mitschuld aufgrund seiner stark überhöhten Geschwindigkeit, die Hauptunfallursache ist technisches Versagen.

© Gerrit Gragert
Keine unerlaubte Vervielfältigung
oder anderweitige Verwendung ohne schriftliche
Genehmigung des Autors